

# Heimat und Ferne

Beilage zum Teltower Kreisblatt

Herausgegeben unter Mitwirkung des Heimatmuseums-Vereins Kreis Teltow

Nr. 13

Montag, den 9. Juli

1934

## Zum Tode Willibalds von Schulenburg

Von Walter Carnab.

Verspätet erhalten wir die Nachricht, daß Willibald von Schulenburg am 29. April gestorben ist. Bei keinem hohen Alter überrascht diese Nachricht kaum, sie schmerzt aber tief, denn ein bedeutender Forscher, ein edler Mensch ist von uns gegangen.

Vor zwei Jahren veröffentlichten wir in unserer Heimatbeilage (1932, Nr. 2) einen ausführlichen Aufsatz über ihn von dem Professor Otto Lehmann und brachten im Hauptblatt am 6. April 1932, dem Tages seines 85. Geburtstages, eine kurze Würdigung seines Wesens und Wertes, heute drängt es mich, von persönlichen Eindrücken und Unterredungen zu berichten.

Vor acht Jahren etwa war ich mit dem greiften Forscher in Briefwechsel gekommen, ich wurde eingeladen und durfte oft in der kleinen Gastube seines Zehlendorfer Heimes sitzen. Dieses Zimmer war der ganze Willibald von Schulenburg: schlichte Möbel, Bilder und Bücher, in der Mitte eine einfache Staffelei und überall Skizzen und fertige Landschaften. Schon als Abiturient wollte er Landschaftsmaler werden, sein Vater aber, der in enger Beziehung zum Königshause stand, veranlaßte ihn, in ein Garderegiment einzutreten. Schwere Verwundungen und der Verlust des linken Armes zwangen ihn zum Abschied. Nun konnte er seinen Lieblingsswunsch verwirklichen. Er tat es recht gründlich, und bis zuletzt sah er im Malen seinen Hauptberuf, obwohl ihm Erfolge verjagt blieben.

Über schon in jüngeren Jahren war er von der Malerei zur Volkskunde gekommen, und seine volkswissenschaftlichen Arbeiten gewannen durch seine Zeichnungen.

Ein typisches Beispiel bildet seine Arbeit über ein Berchtesgadener Bauernhaus. Schulenburg war auf einer Wanderung fußkrank geworden und mußte vier Wochen in diesem Berchtesgadener Hause ausrufen. Die ungewohnte Muße benutzte er, um das Haus auf das gründlichste zu betrachten, jede volkswissenschaftlich wertvolle Einzelheit zu zeichnen, das Leben der Bewohner zu beobachten und alles genau zu beschreiben. Er hat mir einmal diese Arbeit, die in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft erschienen ist, gezeigt, sie enthält 118 Zeichnungen.

Für sein Buch über wendisches Volkstum hatte er 1400 Zeichnungen angefertigt, er war recht traurig, als der Verleger die Kosten zu ihrem Druck verweigerte. 1000 Zeichnungen, Del-, Aquarell- und Pastellbilder, hat er der Niederlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Guben geschenkt. Es blieb aber noch eine stattliche Zahl übrig. Er liebte es, bei feineren Erzählungen, Abbildungen und Landschaften der betreffenden Personen und Gegenden vorzuziehen. Vor den volkswissenschaftlich interessantesten Gestalten rühmt Professor Lehmann einmal die charakteristische Haltung und nennt besonders die wendische Spinnerin, die Waffertägerin und Käseflägerin. Schulenburgs Zeichnung eines alten Schweinehalles soll nach dem gleichen Gewährsmann in das Kunstinventar der Mark Brandenburg übernommen sein.

Mir zeigte er von allem Bildern und Zeichnungen aus dem Teltow, das Sommerhäuschen in Wünsdorf, den Kopf eines Jagelhörners aus Zossen, Mutter Beckern aus Glienicke, Landschaften aus dem alten Charlottenburg und hundert andere. Manchmal gab er mir gleich zehn, zwanzig Bilder für unser Museum mit und freute sich, sie nun am rechten Ort zu wissen.

In seinen Aufsätzen und Briefen verleugnet er das Auge des Malers nicht, und diese Stellen sind meist vor einem besonderen poetischen Reiz. So schreibt er in seiner Erinnerung aus dem Spreewalde: „Hier hatte ich einmal in der Osternacht einen eigentümlichen, ich darf sagen höchst malerischen Anblick, wie mein Wirt, die lange Rubelmilch auf dem Kopf, eine Laterne in der Hand hielt und die Magd vom Bäcker das heilige Osterwasser schöpfte. Alles in tiefstem Schweigen, und ich hätte mich weislich, die feierliche Stille zu stören.“ Oder in dem Vorwort zu den Spreewaldtagen: „Wenn der Frühling des Winters Kraft gebrochen, dann eilen alle hinaus auf die Weide, der Spaten tritt in sein wendisches Recht. Bunt leuchten in roten Gewändern und weißen Tüchern weithin über

die Felder Frauen und Mädchen.“ In einem Brief, in dem er mir genaue Angaben über ein Bild macht, das er dem Museum geschenkt hat, heißt es: „1888 hielt ich mich dem Winter über am Wittländischen Meer auf, an der Riviera di Levante, und zwar in dem Orte Sestri di Levante. Wenn Sturm war, liefen die Wellen mit ihren weißen Köpfen nachts bis an die Gartenmauer vorm Hause, vor dem Apfelsinenbäume mit gelben Früchten standen.“

Wilhelm Bölsche rühmt einmal an Fontane, daß er von der Mark Brandenburg den Staub der Nüchternheit abgewischt habe; Schulenburg hat das für seinen kleinen Leser- und Anhängerkreis ebenfalls getan, fast zur gleichen Zeit übrigens, so manch einer hat durch ihn auf die stillen Schönheiten abseits der Landstraße achten gelernt, auf den blühenden Knoddenbaum neben dem verfallenen Bachfenster, auf den Holunderbusch neben der Haustür, auf den ruhenden Lagerstuhl und hinstillenden Eisvogel und auf viele andere Dinge.

Es wäre aber falsch, allein aus Schulenburgs Gefühl für Schönheit und Harmonie sein volkswissenschaftliches Werk abzuleiten, wie es Dr. Carl Bolle, der Dichter auf der Insel Scharfenberg bei Tegel, in seiner Kritik über die Spreewaldtagen einmal verfuhr: „Ein junger Offizier, durch ruhmvolle Wunden in seiner Laufbahn gehemmt, birgt seine ungewollte Muße jahrelang im Erlenschatten des Stromdurchflussten Spreewaldes. Was erh nur Freude am Frieden der Natur, an eigenartiger Volksstille gewesen, das steigert sich in seiner Seele zu sammelfreudiger Arbeitslust. Sein Auge weiß zu sehen, sein feines Ohr versteht zu entschlüsseln, was unbemerkt oder stumm für andere geblieben war, und das Ergebnis von allem ist in kurzer Frist jenes bezaubernde Buch Willibalds von Schulenburg „Wendische Volkslagen und Gebräuche“. Es fehlt hier der Hinweis auf die wichtigste Eigenschaft eines rechten volkswissenschaftlichen Forschers: die Liebe zum einfachen Manne, das Ernst-Nehmen seiner Nöte und Sehnsüchte, das Suchen nach der Seele des Volkes.“

Ich habe Schulenburg, den Offizier aus adligem Hause, einmal nach der glücklichsten Zeit seines Lebens gefragt, die Antwort war bezeichnend: „Die Jahre 1876 bis 1878 bei dem Kleinbauern Badarat an der Mühlspree im Oberspreewald.“ Professor Lehmann, der Schulenburg kannte, schreibt: „Er fühlte sich innerlich hingezogen zu Leuten mit einfachem Fühlen und Empfinden, ihn fesselte alles, was ihm ihre Seele enthüllte... Er achtete die einfachen Leute wie seinesgleichen... Das empfanden die Bauern, die Fischer und ihre Frauen und lobten es ihm mit Liebe und Offenheit.“

So wachte der Kleinbauer Badarat stets so lange, bis sein Gast wieder abends zu Hause war, weil er meinte, „ich könnte in der Dunkelheit ins Wasser fallen oder auch überfallen werden.“ Er verbarg Schulenburgs Geld in seiner Truhe und tat vor den Leuten so, als müsse er ihm Geld borgen, damit er als arm gelte und nicht überfallen und beraubt werde. Andere begleiteten ihn nach Hause und hätten ihn für ihr Leben gern als Schulmeister stets bei sich gehabt.

Mit einem glücklichen Lächeln hat er mir oft von diesen schlichten Menschen erzählt und Bleistiftskizzen von Rits Pant, dem „alten Erzähler in seiner Spreewaldhütte“, Badarat „mits lange Kinn“ und Hanscho Hans aus Schleife gezeigt. Gern wüßte er seine Berichte mit Bauernschwänzen. Mir klingt noch sein leises Lachen im Ohr über das Mädchen, das im Mädchen mit Hirscheuteln einen entwickelten Busen vorkäufeln wollte und Pech hatte, und über den eiten Bauern, der durch Quarkauflegen versuchte, sich für seine zweite Frau ein jugendliches Aussehen zu geben.

Gingen wir aber zur eigentlichen Arbeit über, so veränderte sich seine ganze Haltung: er setzte sich straff an den Tisch, legte sein grünes Notizbuch aufgeschlagen vor sich, drückte einen Kneifer auf die Nase und besprach nun, den Bleistift in seiner einzigen Hand, jeder Punkt seiner Aufzeichnungen. Er verlangte genaueste Mitschrift und Treue bis ins Kleinste. Neben notwendige Kürzungen behielt er sich die Entscheidung einige Tage vor. Abschriften früherer Arbeiten, die ich in der Heimatbeilage bringen wollte, mußten ihm zuerst in Maschinenschrift

**Wilibald von Schulenburg**

Zur Vollendung seines 85. Lebensjahres.

Am 6. April vollendet Wilibald von Schulenburg, der bekannte märkische Volkskundeforscher, in der Stille seines Zehlendorfer Heimes das 85. Lebensjahr. In Verehrung und Dankbarkeit werden alle diejenigen seiner gedenken, die sein Werk überschauen und sein Wesen erkennen durften.

In Charlottenburg, das damals noch zum Teltow gehörte, wurde er am 6. April 1847 geboren. Sein Vater, der Kgl. Hofjagdmajor und Jagdzeugmeister am Hofjagdamt in Berlin, hatte im Jagdschloß Grünwald seine Dienstwohnung. Dort in „Grünem Walde“ verlebte Wilibald von Schulenburg einen großen Teil seiner Jugend. Er besuchte das Progymnasium zu Charlottenburg und das Werdersche Gymnasium zu Berlin bis zum Abitur und wollte Landschaftsmaler werden. Auf Wunsch seines Vaters aber trat er als Fahnenjunker in das 2. Garderegiment z. F. ein und machte als Leutnant den Feldzug gegen Frankreich mit. In der Schlacht bei St. Privat la Montagne wurde er schwer verwundet, der linke Arm mußte amputiert werden. Nach verschiedenen Kommandos, zuletzt als Adjutant beim Gouverneur in Polen, nahm er 1875 aus gesundheitlichen Gründen seinen Abschied.

Drei Jahre verbrachte er in der Stille des Spreewaldes, in Burg-Kolonie an der Mühlspree, bei einem Kleinbauern, um seine Wunden auszuheilen und sich als Landschaftsmaler zu vervollkommen. Hier erwachte seine Liebe zum Volkstum. „Er fühlte sich hingezogen zu Leuten mit einfachem Fühlen und Empfinden, ihr fesselte alles, was ihm ihre Seele enthüllte, also die großen Gebiete der Volkssprache, der Realien, Auffassungen, Ausdrucksformen, die den ganzem riesigen Stoff der Volkskunde ausmachen, indem er sich vorwiegend beschränkte auf die Erkenntnis der geistigen Kundgebungen des Volkes.“ In kurzer Zeit hatte er sich, ohne Grammatik, nur im Verkehr mit dem Volke, die Sprache der Wenden angeeignet (wie später die dänische und italienische und eine Anzahl deutscher Mundarten). Durch seine Schlichtheit und Güte erwarb er sich das Vertrauen des Schlichten und volkstümlich so interessanten Sorbenvolkes, er galt als einer der Ihrigen, und bereitwillig ließen sie ihn hineinblicken in die Fülle ihres Volksgutes und Brauchtums. Seine Bücher „Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald“ (1880, 2. verb. Auflage 1930) und „Wendisches Volkstum in Sage und Brauch“ (1882) sind neben seinen anderen Arbeiten auf diesem Gebiete für die Erforschung des niedersorbischen Volkstums von dokumentalem Wert.

Er unternahm umfangreiche Reisen durch Norwegen, Italien, Oberbayern und Oesterreich; immer wieder wurde er von der Malerei zur Volkskunde geführt, — und seine wissenschaftlichen Arbeiten erhielten einen künstlerischen Wert durch seine Zeichnungen. (Vergl. den von ihm bearbeiteten Abschnitt „Ähnere Volkskunde“ in der von Friedel und Mielle herausgegebenen „Landeskunde der Provinz Brandenburg“!) Aus der Fülle seiner volkstümlichen Aufsätze seien noch folgende hervorgehoben: „Märkische Kräuterei aus dem Kreise Teltow“ (1896), „Märkische Fischerei“ (1903), „Das Sirtenwesen in einem märkischen Dorfe in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts“ (1904) und „Der Freischütz im Spreewald und anderes aus Sage und Volksglauben“ (1928). W. G.

und dann noch einmal als Druckfahne zur Durchsicht vorliegen. Ueber Druckfehler konnte er recht urchgehalten werden.

Diese Treue und Strenge entsprach seiner hohen Auffassung vom Werte der Volkskunde, sie gibt seinen Arbeiten ihre besondere Bedeutung, wir wissen, daß jede Mittelteilnahme, jede Redewendung selbsterläutert ist. Sein Grundsatz hieß: „Nicht sich zutragen lassen, selber nachforschen.“ Immer wieder stoßen wir in seinen Werken auf folgende Bemerkungen: „Besonders legte ich Wert darauf, wortgetreu wiederzugeben.“ „Ich bemerkte ferner, daß ich diese Sammlung ausschließlich selbst im Volke zusammengetragen habe.“ Er sah in der ernsthaft betriebenen volkstümlichen Forschung ein wichtiges Mittel zum Werden einer Volksgemeinschaft: „Die Wurzel des Mißverständnisses zwischen Dorf und Stadt liegt eben darin, daß unsere gesamte Schulbildung, wie überhaupt unsere Bildung, der heimisch-volksstümlichen Grundlage entbehrt.“

Er selbst war frei von Forscherneid und Forscherneid, stets war es ihm um die Sache zu tun, nie um die Person, ausdrücklich bemerkt er z. B. in seinem bedeutenden Sagenbuch: „Niemand möge übrigens glauben, daß diese Sammlung alle Uebersetzungen von Burg enthält. Ihre Menge ist noch lange nicht erschöpft. Gerade auf den ergiebigen Seite der Schreibung und Blaudrucke habe ich fast gar nicht geforscht. Hierbei möchte ich nicht unterlassen, auf die sagenreiche Gegend bei Scheibe hinzuweisen.“ Wer sich mit volkstümlicher Forschung beschäftigt, weiß, daß eine solche Haltung nicht alltäglich ist.

Hinzu kommt bei Schulenburg noch eine Selbstlosigkeit, die kaum zu überbieten ist; fast alle seine Arbeiten hat er unentgeltlich zum Druck gegeben, nicht einmal die Unkosten ließ er sich bezahlen. Ich mußte ihm das geringe Zeitungshonorar fast aufdrängen. (Dabei war seine Person geradezu dürftig.) Einmal erschien ihm die zugesandte bescheidene Summe zu hoch, umgehend schickte er mir einen Teil zurück mit der Bitte, ihm einem bedürftigen Heimatländer ohne jede Namennennung zuzulenden. Als ich ihm den Postabschnitt als Beleg sandte, bat er sofort schriftlich darum, solche Formen zwischen uns zu unterlassen.

So könnte ich noch von vielen Einzelzügen berichten, die das Charakterbild dieses edlen Menschen ergänzen und abtunden von seiner tiefen Liebe zur Natur, von seiner Treue zu Menschen, die ihm nachstanden, von seiner Sorge und Liebe für Volk und Vaterland, ich möchte es heute nicht tun, da es mir darauf ankommt, den Forscher Wilibald von Schulenburg zu charakterisieren. Von einem Gespräch aber möchte ich noch erzählen, das mir für das Wesen dieses Mannes so recht bezeichnend erscheint:

Um 1880 hatte er seinen hohen Gönner, den Kronprinzen Friedrich, gebeten, ihm seine bisher erschienenen Arbeiten zulenden zu dürfen. Der Kronprinz, der ihn von Kind an kannte, wünschte persönliche Uebersetzung. Bei der Audienz führte er ihn ans Fenster, sah ihn lange an und fragte ihn dann, ob er es sich gesundheitslich zutraue, sein persönlicher Sekretär zu werden. Schulenburg befürchtete, diesen Posten wegen seiner Verwandungen nicht voll ausfüllen zu können, und lehnte ab. Das erzählte er einmal und setzte hinzu: „Es hat mir später leid getan.“ Als jemand meinte, daß es ihm wegen seiner Karriere leid getan habe, sah er den Sprecher verständnislos an und sagte dann: „Ach was! Nein, ich glaube nur, ich hätte ihm bei seinem qualvollen Sterben so manchen Dienst besser leisten können als eine robustere Natur.“

Und so lebt Wilibald von Schulenburg in meiner Erinnerung weiter als einer der selbstlosesten Diener an der Erforschung unserer Volksseele und als einer der edelsten Menschen, die ich kennenlernen durfte.

**Der weiße Storch als Brutvogel im Kreise Teltow**

(Schluß.)

(Eine Bestandsaufnahme für das Jahr 1933.)

Aus der Lebensweise der Störche läßt sich noch viel Anziehendes berichten. Die Vogelberingung hat über Abzug, Reisezeit, Reisewege und über die Winterquartiere der Störche sehr viel Aufklärung gebracht. Darüber habe ich schon früher in „Heimat und Ferne“ geschrieben (vgl. Nr. 9/1932).

Die Jungstörche reisen einige Tage vor den Alten und finden führerlos den Reiselweg. Sie wandern am Tage und in großen Gesellschaften. Ob die Storchenehe für längere Zeit geschlossen wird, steht noch nicht fest. Es gibt Berichte über große Treue, aber auch über Untreue. Jedenfalls scheinen die Paare auf dem Zuge nicht beieinander zu bleiben; denn man kann beobachten, daß im Frühjahr zuerst ein Storch zum Horst zurückkehrt, der dann fortfliegt und in Kürze mit einem Partner erscheint. Als Besitzer des Horstes ist demnach nur ein Storch anzusehen, ob Männchen oder Weibchen, ist ungeläutert.

Das Stehen auf einem Bein wird den Störchen und anderen langbeinigen Vögeln so leicht, weil das Fersengelenk beim Durchrücken wie ein aufgeklapptes Taschenmesser rud-

artig einschnappt und sich selbsttätig feststellt. In dieser Ruhe- und Schlafstellung wacht der eine Altestorch zumeist am Horst, währenddessen der andere Flug herbeiholt. Bei großer Hitze ist der alte Storch seinen Jungen zugleich Schattenpender.

Ueber das Klappern der Störche ist schon viel geschrieben worden. Ich gebe die Aufzeichnungen des bedeutenden Ornithologen Dr. D. Heinrich wieder, der alle Vögel Mitteleuropas in allen Lebens- und Entwicklungsstufen photographisch aufgenommen und in ihrem Seelenleben bei der Aufzucht vom Ei ab beobachtet und uns in seinem Prachtwerk „Die Vögel Mitteleuropas“ seine einzigartigen wissenschaftlichen Feststellungen übergeben hat. Er schreibt im 2. Bd. u. a.: „Fast unmittelbar nach dem Auskriechen aus dem Ei wirft der kleine Storch den Kopf auf den Rücken und macht schnappende Bewegungen, so daß man zunächst denkt, er habe Krämpfe; bald wird einem klar, daß dies die Vorstufe des Klapperns ist. Man vergegenwärtige sich, daß ja auch der alte, um dieses Getöse hervorzubringen, nach einigen einleitenden Schnabelbewegungen Kopf und Hals weit hinten über biegt, um ihn dann, fortwährend klappernd, wieder nach

vor und unten zu nehmen. Die Rückwärtsbewegung geschieht wohl deshalb damit durch Herunterziehen der Zungenbeinstange der Kehlsack zur Schallblase für das Klappergeräusch wird. Da bei den ganz Kleinen der Schnabel noch weich ist, bewirkt das Zusammenschlagen seiner beiden Hälften zunächst noch kein Geräusch; erst mit 6 Tagen wird es deutlich, aber noch sehr leise hörbar. Trotzdem wird uns ja eigentlich denken konnten, daß diese nur für C. c. ciconia und C. c. boyciana bezeichnende Klapperstrophe rein angeboren ist, waren wir doch über den rein triebmäßigen Ablauf dieser Storchamts-handlung verblüfft; man hatte geradezu das Empfinden, als wenn die kleinen Dinger schon im Ei geklappert haben würden, wenn sie da Platz gehabt hätten. Wo bleiben da all die schönen Geschichten, die immer und immer in Schulbüchern, Bildunterschriften und Zeitungen auftauchen, daß die kleinen Störche das Klappern, das Auf-einem-Bein-Stehen und das Fliegen von den Eltern lernen müssen? Wir haben ihnen diese drei Dinge sicher nicht vorgemacht, und sie konnten im richtigen Alter alles ebenso gut wie die draußen bei den Eltern auf-gewachsenen.

Unsere Pfleglinge klapperten jedesmal, sobald man sich nahte, insbesondere dann, wenn man mit Futter kam; man kann es als eine Art Begrüßung auffassen. Merkwürdig ist nur, daß die Tiere, selbst wenn sie sehr hungrig sind, immer erst ihre umständliche Klapperstrophe herunterleiern, ehe sie zulangen. Uns kam dabei der Gedanke, als müßten sich die

Kinder ihren Eltern gegenüber jedesmal erst als Störche ausweisen, damit sie nicht als etwas Fremdartiges beseitigt würden. Hat man es nun mit dem Füttern einmal sehr eilig, so wird diese langweilige Förmlichkeit sehr lästig. Der alte Storch klappert übrigens bei jeder Erregung ganz gleichmäßig, einerlei ob er verliebt oder wütend ist, seine wirkliche Stimmung merkt man erst nach dem Geklapper. Er bedroht einen dann entweder mit dem Schnabel, indem er auf einen los-fährt, oder ergreift umherliegende Reiser und legt sie unter sich. Es gehört nicht viel Einbildungskraft dazu, um diese zweite Handlung richtig zu deuten. Sie soll gewissermaßen heißen: „Ich bin dir gut, wir wollen zusammen Nestbauen.“ Diese rein triebmäßige, auch von jungaufgezogenen Tieren ausgeübte Bewegung ist ein gutes Beispiel dafür, daß Ver-fehrsformen oft Umdeutungen von Handlungen sind, die im Leben der Art eine große Rolle spielen, nur läßt es sich bei andern Ausdrucksbewegungen nicht immer so klar nachweisen.“

Zum Schluß noch wenige Worte über die Deutung der Namen „Storch“ und „Adebar“. Suolahti stellte fest, daß die germanischen Sprachen den Storch mit einem gemein-samen Namen nennen, der auf „storka“ und dieser wieder auf „sterg“ = steifstein zurückzuführen ist, so daß die Vogel scheinbar nach dem steifen Gang benannt wurden. — Die plattdeutsche Bezeichnung „Adebar“ ist nach Wasserzieher von „Abder“ (= Otter) und „bören“ (= heben, tragen) abgeleitet und bedeutet demnach Schlangenträger. Die Störche machen ja bei der Nahrungssuche auch Jagd auf alle Schlangen-arten, der Biß von Giftschlangen schadet ihnen nichts.

## Landwirtschaftliches aus Zossen und Umgegend

Von L. Günther, Stadtinspektor i. R.

Durch Verfügung des Bauernführers der Kurmark vom 22. Dezember 1933 ist der Landwirtschaftliche Verein von Zossen und Umgegend aufgelöst worden.

Das gleiche Schicksal ist dem Aderbürgerverein von Zossen beschieden, der auch vor kurzer Zeit unter seinem Vorsitzenden W. Tryonadt zu Grabe getragen wurde.

Der Aderbürgerverein kam auf ein langes Lebensalter zurückzuführen. Schon im Jahre 1676 taten sich die damaligen Landwirte zusammen und erließen in 14 Artikeln Vorschriften über die Bewirtschaftung und Bewachung der Felder, über Sütung, Weidestregel usw. Ihre Zusammengehörigkeit zogen sie nach dem Vorbilde des damaligen Junktweilens auf. Die neuen Hüfner, wie sie sich nannten, mußten sich in den Verein einkaufen, Bier zum Besten geben und bei den Zusammen-künften die Aufwartung machen. Alle Jahre, im November, wurde ein großes Fest gefeiert, die Wriege genannt. Dazu wurde ein Hammel gebraten, und jeder neu eingetretene Hüfner mußte eine Dornse Bier und zwei Maßheiten geben. Später hieß das Fest, wie noch heute in unserer Nachbarschaft Mittenwalde, die Wrihe und jetzt heißt es Aderbürgerquartal.

Wer noch mehr über diesen Punkt wissen will, dem stehen die Urkunden in der Aderbürgerlade vom Jahre 1779 zur Verfügung. Die Besitz- und Nutzungrechte, die Sütungen, Weide, Rohrnütungen und dergleichen waren in der ehemals Kurfürstlichen Herrschaft Zossen so verwickelt und verzwickelt, daß sie zur Klärung drängten, um die fortgesetzten Streitereien um Recht oder Unrecht zu beseitigen, namentlich dann, als das Domänenrentamt Zossen aufgelöst und ein selbständiges Rittergut Haus Zossen entstanden war. Zwischen diesem und der Stadt Zossen, aber auch mit den Dörfern Mellen, Müns-dorf, Zehrendorf, Schöneiche, Gallun und andern, bestanden noch recht beträchtliche gemeinsame Rechte, insbesondere Sütungsrechte, die damals, als die Bewohner fast nur von Landwirtschaft lebten, von großer Bedeutung waren. Aber andererseits forderten, wie schon gesagt, Ruhe und Frieden und vor allem die bessere Ausnutzung des Landes die Auf-hebung dieser Gemeinheiten, wie man damals sagte.

Schon vom Jahre 1766 ab setzte, von König Friedrich angeordnet, eine starke Bewegung ein, um diese gemeinschaft-lichen Nutzungen zu beseitigen. Unter dem 22. April 1766 und 21. Oktober 1769 ergingen die, viele Seiten starke königliche Verordnungen, in denen handgreiflich auseinandergesetzt wurde, welche Vorteile die einzelnen Besitzer durch die Separation hätten. Am 3. November 1769 erging folgende Verordnung des Königs Friedrich:

Da Unsere Allerhöchste Intention noch immer dahin gerichtet ist, daß die Gemeinheiten zum augemeinlichen Besten der Interessenten, je eher je lieber aufgehoben werden sollen, als befehlen wir Euch hierdurch, denen Eingeflossenen und übrigen Unterthanen, Eures unterhabenden Distrikts den wahren Nutzen, so sie aus der Theilung in der Folge erhalten, deutlich vorzustellen, und von allen unnötig Schwierigkeiten abzumähen, auch dabei bekannt zu machen, daß das Justiz-departement, mit Unserm Generaldirektori dahin ein-verstanden ist,

daß zu ewigen Zeiten, keine mehrere Domänen „noch Landes“ onera, auf die getheilte Gemeinheiten gelegt werden sollen und Unsere Landesherrliche Garantie darüber befohlen wird.

Um die Sache noch recht populär zu machen, erschien im Jahre 1770, in Form einer kleinen Broschüre, ein Schreiben eines Landwirts an die Bauern wegen Aufhebung der Gemeinheiten. Dieses Büchlein, das in der Königl. Hofbuch-druckerei gedruckt worden ist, ist zweifellos von oben herab herausgegeben worden.

Wir lassen den Anfang davon folgen:

Meine lieben Freunde,

Ich habe mich recht sehr gefreuet zu hören, daß mittlerweile auf hohen Befehl auch bey Euch die Gemeinheiten sollen aufgehoben werden, so wie solches im Holsteinischen Medlen-burgischen schon lange geschehen ist, antiekt in Sachsen, desgl. in Braunschweigischen und in andern Ländern mehr, mit allem Eifer vorgenommen wird. Diese Sache ist das größte Glück für einen Landmann, und jeder Unterthan sollte seinem Landes-herrn auf den Knien dafür danken; ja ein solcher Befehl verdiente mit goldenen Buchstaben geschrieben zu seyn, weil in der ganzen Welt, nichts besseres ausgedacht werden kann, den Bauersmann aufzuhelfen und seine Nahrung zu ver-bessern, usw.

Dem Drude von oben gehorchend, und weil es die Not-wendigkeit erheischte, ging man nun auch in Zossen daran, die Gemeinheiten aufzuheben. Zunächst wurde eine Ver-messung der Gemartung veranlaßt.

Diese nahm der Landmesser Brasch aus Richtenrade im Jahre 1772 vor.

Es wurden nach diesem Vermessungsregister festgestellt:

	Stadt	Ader	amt
4531 Morgen	153 □ M.		811 Morgen 85 □ M.
2848	" 137 "	Wiesen	414 " 11 "
218	" 137 "	Gärten und Höfe	22 " 176 "
97	" — "	Weinberge	12 " 100 "
4807	" 18 "	harte und niedrige Weide, Brüche u. Heide	111 " 100 "
950	" 103 "	Seen, Teiche, Wege, Gräben, Sandhöhlen	357 " 10 "

Zu diesem Vermessungsregister wurde auch eine Karte gefertigt. Die Vermessungskosten beliefen sich auf 348 Taler. Die Stadt hatte aber keinerlei Mittel, um diese Summe zu bezahlen und entspann sich aus dieser Ursache eine reine Komödie. Zunächst schrieb der Herr Landmesser und später Königl. Condukteur Brasch recht höfliche und witzige Briefe an den Bürgermeister Gravius. Aber ein Termin nach dem andern verstrich, ohne daß der brave Mann einen Pfennig Geld für seine Arbeit zu sehen bekam. Des Bürgermeisters Schuld war das nicht. Dieser hatte wohl den guten Willen zu zahlen, aber doch kein Geld. Seine Bemühungen wegen eines Darlehens scheiterten an dem Starrsinn der Bürger. Um die damaligen Verhältnisse richtig beschreiben zu können, müssen wir einige Berichte aus der Zeit folgen lassen. Bürger-meister Gravius hatte von dem Kriegsrat Richter die Zu-sicherung erhalten, daß der Stadt zur Bezahlung ihrer Schulden 400 Taler aus einem gewissen Königl. Fonds zu 4 Prozent verzinslich, gegen ein sicheres Unterpfand gewährt werden sollten. Gravius, unter Mitwirkung der Ratmänner Jode und Etzhorn, ließ am 17. März 1773 die Stadterverordneten Fischer, Mitschrig, Waldow und Neumann zu Rathhause bitten

und eröffnete ihnen sein Vorhaben, daß er gewillt sei, den Kernbusch, vorm Baruther-Tor gelegen, 70 Morgen groß, 800—1000 Taler wert und städtisches Eigentum, für das Darlehn zu verpfänden. Die Stadtverordneten erbat den Bedenkzeit, um sich mit den Ältesten der Bürgerschaft zu besprechen.

Am Montag, den 22. April, erschienen sie wieder pünktlich beim Magistrat und gaben folgende Erklärung ab:

„Wie sie überhaupt keine Hoffnung hätten, daß die Gemeinheits-Aufhebung hier, wenigstens ohne ihren Schaden jemals zustande kommen könnte, indem ihre gemeinen Suthungen, sowohl als ihre besonders eigenen Gründe sich unglücklicherweise überall mit dem hiesigen Königl. Amte in connexion befänden und ihre eigenen und ihrer Vorfahren Erfahrung sie von jeher gelehret, daß, sobald sie mit dem Amte dieserwegen streitig gewesen, sie immer unterliegen müssen, wie solches der jezo mit dem Amte noch fortdauernde Prozeß wegen des Karpfenteiches bekräftige.“

Also sie bewilligten nichts.

Der Bürgermeister, erloß über diesen bösen Ausgang seines wohlgemeinten Vorschlags, berichtete am selben Tage an den Kriegesrat-Richter zu Potsdam, auszugsweise folgendes:

„Die der hiesigen Bürgerschaft behufs der Vermessung zu Separationskosten auf Verbesserung der Ackerwirtschaft aus einem gewissen Königl. Fonds gegen hinlängliche Sicherheit zinsbar vorzuschickende 400 Taler betreffend, haben wir die Stadtverordneten als Repräsentanten der Bürgerschaft vorbeschrieben, ihnen das Nöthige vorgestellt und ihre Erklärung darüber erhalten, wovon die unterm 19. und heute abgehaltenen Protokolle (ein Gemisch von Dummheit und Eigensinn, un-

gegründeten über was das schönste ist zum Teil auch ziemlich begründeten Mißtrauen) anbei in Original zur fernerer Verfügung gehörigst überreicht.“

Also aus diesem Darlehn wurde nichts. Der arme Landmesser mußte warten und abermals warten, obgleich er sich ans Kammergericht und an den König gewendet hatte. Merworts hatte er Recht bekommen und man hatte ihm auch den Landeuther zur Pfändung der Stadt zur Verfügung gestellt. Aber erst nach 5 Jahren bekam der Mann läpperweise sein verdientes Geld.

Wir wollen nun zu den Auseinandersetzungen mit dem Amte und andern Gemeinden übergehen. Da liegt zunächst ein Rezeß zwischen der Stadt und dem Amte aus dem Jahre 1777 vor. Der teilweise verlorene Prozeß über die Hütung auf dem Pöhsheideteich, hat diese Auseinandersetzung verursacht. Als Verteilungsmassstab wurde der Viehstand zugrunde gelegt. Blossen hatte damals 279 Pferde, 341 Kühe, 138 Ochsen, 27 Fohlen, 57 Jungvieh und 150 Schafe aufzuweisen (also bedeutend mehr als heute).

Das Amt aber hatte 65 Kühe, 30 Jungvieh, 36 Ochsen, 2 Bullen und 1440 Schafe. Hinzugerechnet wurden beim Amt noch der Wellensche Viehbestand, weil Wellen auch weiderechtigt aber vom Amt schon abgefunden war. Der Stadt wurden 129 Morgen 96 Ruten, dem Amte 124 Morgen 50 Ruten zuerkannt.

Für dieses Gelände des Pöhsheideteiches erhielt die Stadt unter gleichzeitiger Regelung mit Dabendorf und der zum Amt gehörigen Gliendischen Schäferei 259 Morgen vom dem Schlotthorst und dem Dabendorfschen Plan als Entschädigung zugewiesen. (Schluß folgt.)

## Türme, Tore, Kirchengiebel

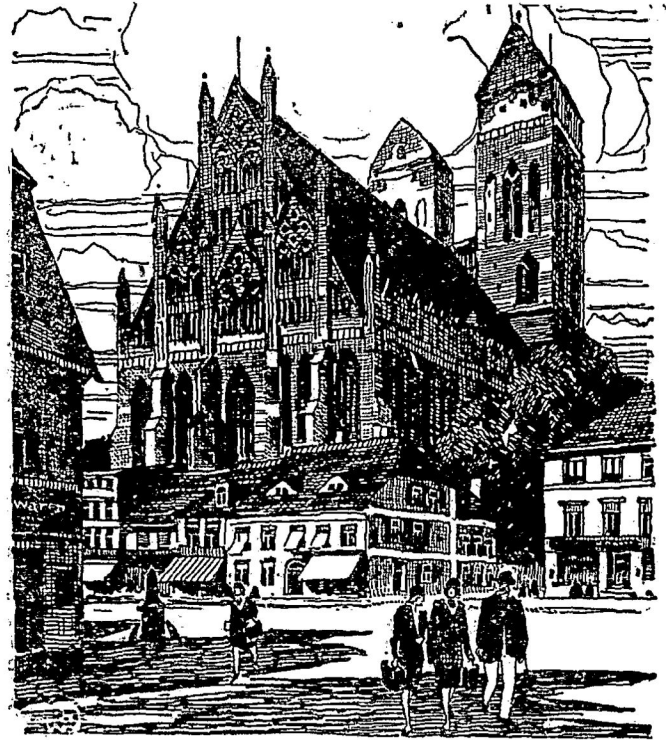
Die Wahrzeichen des 700 jährigen Prenzlau.  
Von Dr. Carl Nagel.

Vom 8. bis 17. Juni beging die udermärkische Stadt Prenzlau ihre 700-Jahr-Feier mit Festspielen, historischem Festzug, Brauner Messe und Heimat-ausstellung.

Wie eine Zunge schiebt sich der nördlichste Zipfel der Mark Brandenburg zwischen Pommern und Mecklenburg vor. Es ist die Udermark, das Land der Weizenfelder auf weiten, leicht gewellten Ebenen, das Land vieler blauer Seen und ernster, rauschender Buchenwälder. **Prenzlau**, die Siebenhundertjährige, ist dieses Landes Hauptstadt, Mittelpunkt und Herzschlag.

Aus den unendlichen Flächen des Udersees taucht schon von weitem das wuchtige Turmpaar von St. Marien auf. Andere Türme, Zinnen und Mauerkränze gesellen sich dazu, bis eine reiche, vielgestaltige Stadtsilhouette sich vor unserm Auge zusammensügt. Wenige Schritte vom Bahnhof grüßt als erster der alten Tortürme der des Stettiner Tors, das einst die Stadt gegen den pommerschen Nachbarn schützte. Denn Prenzlau war immer Grenzstadt. Durch Jahrhunderte ging der Kampf zwischen dem brandenburgischen roten Nar und dem pommerschen Greifen um dieses reiche Land und diese schöne Stadt. In jenen Kämpfen hat Prenzlau seinen Herrn oft wechseln müssen. Zwei Bürgermeister verrieten die Stadt an die Pommern. Man schlug ihnen die Hände ab, die den gebrochenen Eid geschworen. Im Heimatmuseum, im alten Dominikanerkloster, werden diese Hände noch heute gezeigt. Neben der Untreue aber stand die Treue; Rodinger, der getreue Stadtknecht, führte die Brandenburger durch dunkle Nacht und untwegsamem Uderjumpf durch die verschwiegene Wasserpforte in die Stadt. — Und die Stadt wurde wieder brandenburgisch.

Gewaltig spricht das Mittelalter in Prenzlau's alten Kirchen zu uns. Allen voran der Dom zu St. Marien. Wer wissen will, was märkische Gotik in ihrer tiefsten Innerlichkeit und höchsten Reife hat leisten können, der trete auf den Prenzlauer Marktplatz und lasse still den Stgabel dieses mächtigen Gotteshauses auf sich wirken! In dieser steinernen Symphonie lebt die Seele des Mittelalters. Hier offenbart sich die Unruhe des gotischen Menschen, die mit ihrer Sehnsucht in den Steinbögen zur Höhe strebt. Der alte Lübecker Flügelaltar, das schönste Zutuel der Kirche, kündigt von gleicher Sehnsucht. Auch die anderen gotischen Kirchenbauten Prenzlau's atmen diesen Geist, wenngleich in derberer Formensprache. So der Kreuzgang des Dominikanerklosters, eben wiederhergestellt und befreit von späteren Zutaten. Refektorium, Frauentapelle und Konventskammer beherbergen jetzt die Sammlungen des Udermärkischen Museums.



Der Dom zu St. Marien.

In der Burgfreiheit ist eine Königin geboren, im Hause S. P. Lang soll die schimpfliche Kapitulation von Prenzlau unterzeichnet sein, in den Kasernen hausten die 64er, die Alsenkämpfer, erprobt in tausend Schlachten des Weltkrieges. Durch kleine, winklige Straßen, in denen manches Haus aus den Tagen des Niedermeter steht, gehen wir hinunter zum Udersee. Schwäne gleiten auf seinem Spiegel dahin. Preußens prunkliebender König veranstaltete hier 1704 ein wahrhaft barockes Fest: eine Schwänenjagd. Zur Erinnerung an diese Lage erhielt die Stadt als Wappen den Schwan auf silbernem Wellenspiel.

Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten. Einsendungen und Anfragen sind zu richten an Richard Kiefer, Gröden, Post Ludwigsfelde.